

„Dem Thema die Zähne gezogen“

Mit Peter Schleunings Buch über die Bachschen Brandenburgischen Konzerte liegt inzwischen der 10. Band der „Bärenreiter Werkeinführungen“ vor, so dass sich nun trefflich über den Sinn von Werkeinführungen als Texttypus streiten lässt.

Natürlich geht jeder Autor sein Untersuchungsfeld anders an und nicht immer wird man voraussetzen können, dass das zwar nicht namentlich gemacht, gleichwohl aber hoffentlich angestrebte Ziel, auch den Musikliebhaber mit den einzelnen Werken vertrauter zu machen, wirklich erfüllt wird.

Der Klassiker unter den Bärenreiter Einführungen ist sicherlich Alfred Dürrs Kantatenbuch, das nunmehr in der achten Auflage vorliegt. Längst hat sich die sachlich stets kompetente und nie langatmige Beschreibung der Bachschen Kantaten als unverzichtbarer Bestandteil der Musikliebhaber-, aber auch der Forscherbibliothek durchgesetzt. Um einen abstrakteren Gegenstand wie die Präludien und Fugen des „Wohltemperierten Klaviers“ adäquat darzustellen, bedarf es schon einiger Kunstgriffe. Vielleicht auch, weil Dürr einer der ganz wenigen Autoren ist, der sich dezidiert Gedanken über die Funktion eines solchen Buches macht, gelingt es ihm selbst hier, dem Leser eine an sich eher trockene Analyse nahezubringen. Da Dürr auch für das Aufdröseln der komplexen Aufführungsgeschichte der Johannes-Passion maßgeblich war, kann man sich niemand Besseren für die Darstellung der schwierigen philologischen Fragestellungen und Ergebnisse vorstellen.

Emil Platens Versuch, in ähnlicher Weise Fragen der Matthäus-Passion aufzuschlüs-

standteilen derartiger Einführungen. In dieser Hinsicht am wenigsten gelungen ist Christoph Wolffs Buch zu Mozarts Requiem, in dem manche Redundanzen und viele Hypothesen es dem Leser schwer machen, den komplexen Sachverhalt zu durchdringen. Einen lesenden Nachvollzug dessen, was er via CD oder Konzert zu hören bekommen hat, wird ihm jedenfalls mit Wolffs Büchlein in der Hand nicht ermöglicht.

Auch in dieser Hinsicht vorbildlich ist nun Peter Schleunings Buch, das ebenfalls nicht vor teils kühnen Hypothesen zurückschreckt. Schleuning hat aber offensichtlich selbst zu seinen Überzeugungen den nötigen Abstand, um auch diese quasi mit hochgezogenen Augenbrauen stets zu relativieren und als das zu behandeln, was sie sind: nämlich Hypothesen. Und so fordert er den Leser immer wieder auf, selbst eigene Ansichten zu entwickeln; nicht etwa, weil diese überzeugender ausfallen könnten als die etablierten, sondern weil es einfach Spaß mache.

Wie unter solchen Prämissen zu erwarten, beschränken sich Schleunings Werkbeschreibungen, die reichhaltig mit Notenbeispielen unter Verzicht auf den vielleicht nicht von jedem lesbaren Bratschenschlüssel ausgestattet sind, zumindest nicht nur auf formale Analysen, „denn dass man bei dem schwierigen Unterfangen, Musik zu beschreiben, auf Bilder verzichten könnte, ist eine Illusion“. Infolge dieser Ansicht werden

Alfred Dürr hat sich Gedanken über die Funktion eines solchen Buches gemacht

seln, gerät dagegen eher ein wenig akademisch, erfüllt aber gleichwohl gut seinen Zweck. Ähnliches gilt von Georg Feders Einführung in Joseph Haydns „Schöpfung“, bei der die Werkgeschichte durchaus den größten Teil einnimmt. Die Werkbetrachtung ermöglicht es jedoch, dem komplexen Werk sukzessive auf die Schliche zu kommen.

Da man wohl davon auszugehen hat, dass der Leser derartige Werkbeschreibungen meist hörend nachvollzieht, gehört eine sukzessive und nur wenig zusammenfassende Darstellung zu den wesentlichen Be-

schon mal „dem Thema die Zähne gezogen“. Bildhaft geht's immer wieder schon allein deswegen zu, weil die Semantik der Konzerte zu erörtern ist. Aber auch hier diskutiert Schleuning die Interpretationsmöglichkeiten aus unterschiedlichsten Perspektiven. Dabei kommt neben Musikwissenschaftlern und Aufführungspraktikern auch schon einmal der befreundete Jazz-Trompeter mit seinen Ansichten zu Wort. Immer aber bleibt erkennbar, dass Schleuning auf ausgesprochen solidem und seriösem Forschungsgrund aufbaut. Nur dann freilich kann man sich auch leisten, „hässliche Septparallelen“



als solche namhaft zu machen, die Cembalokadenz im 5. Konzert als „monoton“, „wenn nicht penetrant“ oder eine Stelle als fürchterlich klingend zu bezeichnen. Bachs enge Kanons werden endlich einmal auch aus der historischen Perspektive in Relation zu denen Telemanns charakterisiert: „Nein, Bachs enge Kanons sind im Sinne der Zeit ‚künstlich‘ und klingen auch so, massiv und anstrengend.“ (S. 101)

In sympathischer Weise versucht Schleuning, Vorurteile, die bedingt durch den Heroenkult der Vergangenheit – der freilich immer noch fröhliche Urstand feiert – entstehen mussten, zu entlarven und entsprechend zu objektivieren. Nur so kann das tradierte und weitgehend akzeptierte Bachbild in seinen Konturen verfeinert werden. Dies führt zu einer erfrischend eigenständigen Sichtweise der Brandenburgischen Konzerte, deren Beschreibung nicht nur wegen der Bildhaftigkeit der Sprache neue Ideen evoziert, sondern wegen der ironischen und eben auch selbstironischen Herangehensweise für Fachliteratur ungewöhnlich kurzweilig zu lesen ist.

Reinmar Emans

Peter Schleuning, Johann Sebastian Bach. Die Brandenburgischen Konzerte. Bärenreiter, Kassel etc. 2003, 196 S., 12,80 Euro

Alt und ehrwürdig

Weimar ist der Inbegriff für deutsches Geistesleben. An diesem Ort meint man, noch den Atem Goethes, Schillers und Liszts zu spüren. Mit Stolz präsentiert die Stadt ihre historischen Schätze, zu denen auch das Deutsche Nationaltheater und die dort beheimatete Staatskapelle Weimar gehören. Das Orchester feierte 2002 sein 400. Jubiläum. Aus diesem Anlass erschien dieser aufwendig und mit Liebe gemachte Band des Weimarer Musikwissenschaftlers Wolfram Huschke, der die Geschichte der Staatskapelle Weimar bis in die Gegenwart mit wissenschaftlicher Akribie nachgezeichnet hat.

Die Existenz von Instrumentalmusikern im Dienste des Weimarer Fürsten ist urkundlich bereits für 1482 belegt. Das Gründungsjahr der Hofkapelle war das Jahr 1491. In Weimar sesshaft wurde sie aber erst 1602, der Grund zum Jubeljahr. Zu den ersten namhaften Hofkapellmeistern gehörte Johann Hermann Schein. Nach ihm stand eine ganze Phalanx berühmter Musiker im Dienst der Kapelle: Neun Jahre wirkte Johann Sebastian Bach als Hoforganist und Kammermusiker in Weimar. Ernst Wilhelm

Wolff und Johann Nepomuk Hummel wären zu nennen und natürlich Franz Liszt, der 1848 offiziell das Kapellmeisteramt antrat und besonders das zeitgenössische Musikschaffen förderte – neben Wagner etwa auch die Komponisten Hector Berlioz und Peter Cornelius. Zu den Berühmtheiten am Pult der Kapelle gehörten später Richard Strauss und Hermann Abendroth, der erste Generalmusikdirektor Weimars nach dem Zweiten Weltkrieg. Die prägende „Ära Abendroth“ dauerte von 1946 bis 1973. Über Gerhard Pflüger, Lothar Seifert, Rolf Reuter, Peter Gülke, Oleg Caetani und Hans Peter Frank spannte sich der Bogen bis zu George Alexander Albrecht. Er war von 1996 bis ins Jubiläumsjahr 2002 Generalmusikdirektor des Deutschen Nationaltheaters und der Staatskapelle Weimar. Ihm folgte der aus Holland stammende Jac van Steen.

Nimmt man dieses großformatige Werk zur Hand und betrachtet allein die wertige Aufmachung, so meint man zu fühlen, dass alle am Entstehen dieses Werkes Beteiligten von „Glut beseelt“ waren, von der Leidenschaft für die Sache und dem Bestreben, etwas Besonderes zu schaffen. Und wer sich



einmal durch den Band hindurchgearbeitet hat, weiß vieles mehr über ein faszinierendes Stück abendländischer Musikkultur.

Norbert Hornig

Huschke: Von jener Glut beseelt. Geschichte der Staatskapelle Weimar (mit Essays von Detlef Altenburg und Nina Noeske). Glaux Verlag Christine Jäger KG, Jena 2002, 239 S., 34,50 Euro

Im Rechte-Dschungel

Von den Verwertungsgesellschaften für die Musikbranche ist die GEMA zweifellos die populärste und – je nach Standpunkt – auch die unbeliebteste. Gastwirte, Schausteller und auch Laienorchester müssen an sie zahlen, und das nicht zu knapp. Die anfallenden Gebühren richten sich bei Aufführungen nach Saalgröße, verlangten Eintrittspreisen und eben der Frage, ob und wie viele „geschützte“ Werke auf dem Programm stehen.

Doch Vorsicht ist geboten, denn was die GEMA in ihren Verträgen verlangt, ist auch verhandelbar. Wer das Gespräch sucht, kann unter Umständen seinen Obolus verringern. Profis sind dieses Procedere gewöhnt, nicht aber die Newcomer, die Jungmusiker, die Gelegenheitsveranstalter und manch branchenfremder CD-Produzent, der sich hehre Ziele gesetzt, nicht aber deren finanzielle Folgen abgesteckt hat. Selbst gestandenen Arrangeuren mit jahrelanger Berufserfahrung passiert es zuweilen, dass sie sich ohne Wissen an einem geschützten Werk „vergreifen“ und von Verlagen oder Verwer-

tungsgesellschaften sanft, aber deutlich zur Kasse gebeten werden.

Neben der GEMA gibt es noch die GVL, die Gesellschaft für Leistungsschutzrechte mit Sitz in Hamburg, die für viele geheimnisumwittert oder aber völlig unbekannt sein dürfte. Ihre Einnahmen kommen den ausübenden Musikern, den Schauspielern und Regisseuren zugute, deren praktische Arbeit in unterschiedlichster Weise genutzt und vermarktet wird. Für diese Klientel, die nicht selten ohne festes Anstellungsverhältnis durch die Lande tingelt, gibt es außerdem die KSK, die Künstlersozialkasse, die im Krankheits- oder Berufsunfähigkeitsfall für Absicherung sorgt.

Nicht jeder Berechtigte ist über diese drei wichtigen Institutionen ausreichend informiert, so dass der neue Bochinsky-Ratgeber von Lothar Scholz hier eine Lücke füllt. Anschaulich kommentiert der Autor die komplexen Gesetzestexte, wagt Definitionen und Begriffsabgrenzungen und gibt Praxisbeispiele zum Ausfüllen der Formulare. Überaus gelungen und auch für den

Branchenkenner lesenswert ist die Darstellung der internationalen Vernetzung deutscher Urheberrechtsgesellschaften zum Beispiel unter dem Dachverband BIEM. Hochinteressant ist seine Darstellung der nicht geklärten „Gretchenfrage“, inwieweit Anbieter von Computer-Soft- und -Hardware, die sich zum Brennen von CDs eignet, abgabepflichtig sind. Trotz guter Recherche und relativ vollständiger Sichtung des Materials und seiner im Gesetz verankerten Richtlinien strotzt das Buch nur so vor Schreibfehlern. Hier hätten die Schlussredaktion oder der Autor sorgfältiger arbeiten müssen.

Helmut Peters

Lothar Scholz: GEMA, GVL & KSK – Alles über die Institutionen für Musiker und Musikverwerter / Know-how und Praxisbeispiele für Komponisten, Texter, Verleger und Labels. Verlag Erwin Bochinsky, Frankfurt 2003, 292 S., 28,- Euro

Der Mann mit der Pfeife

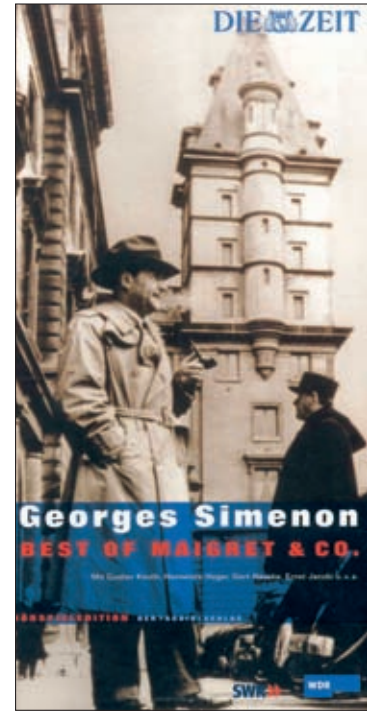
„Simenon ist einmalig“, hat Henry Miller gesagt, „nicht nur heute, sondern zu jeder Zeit.“ Den Audiobuch-Verlagen ist das erst relativ spät aufgefallen. Simenons 100. Geburtstag ist nun ein willkommener Anlass, Löcher zu stopfen.

Kein Wunder, dass sich Film- und Hörspielregisseure bis heute auf die Roman-Sujets von Georges Simenon stürzen. Der gebürtige Belgier ist einer der meistgelesenen Unterhaltungsautoren der Welt, ein Meister der Spannung und – wie Gabriel García Márquez einmal überschwänglich ausrief – vielleicht sogar einer der wichtigsten Schriftsteller des 20. Jahrhunderts. Simenon schrieb schnell und viel, und seine Bücher richteten sich bewusst an eine breite Masse, ohne dass er darum im Niveau je Zugeständnisse machen musste. Die „Maigrets“, die seinen Ruhm seit 1929 begründeten, sind packende Krimis, nicht umfang-, wohl aber personenreich und ungemein dicht erzählt. Im Gegensatz zu anderen Detektiven oder Kommissaren wie Sherlock Holmes zum Beispiel arbeitet Simenons Alter Ego nicht analytisch, sondern instinktiv. „Wenn ich mit der Arbeit an einem Roman beginne“, sagte Simenon, „werde ich zur Hauptfigur, und zehn Tage lang wird mein ganzes Leben davon geprägt“.

Neben den gut sechzig Kinoverfilmungen und über dreihundert Fernsehproduktionen sind über fünfzig Hörspielbearbeitungen zu Simenons Stoffen realisiert worden. Viele der bedeutenden Regisseure Frankreichs wie Jean Renoir, Claude Chabrol, Marcel Carné oder Jean-Pierre Melville haben es sich nicht nehmen lassen, Simenon zu verfilmen. Dabei hat jeder von ihnen seine eigene Bilderwelt gefunden, niemand aber hat den Charme der literarischen Vorlage in irgendeiner Weise je verletzt. Ebenso wenig

in ihrer zurückhaltenden Geräuschkulisse und subtil gestalteten Dialogregie die Ästhetik der damaligen Zeit aus. Otto Dübens „Maigret“-Bild aus dem Jahre 1990 folgt dieser Auffassung. Bei ihm spricht übrigens Joachim Nottke die Hauptrolle, der mit seiner gemütlich-sonoren Stimme und der freundlichen und dennoch entschlossenen Haltung dem Maigret Gabsins am nächsten kommt. Aus der Mitte der achtziger Jahre stammt eine WDR-Aufnahme von „Der Verdächtige“, eines „Non-Maigrets“, in der Regie Walter Adlers und mit Ernst Jacobi und Gert Hauke als Sprechern.

Einen weniger bekannten der ohne Maigret auskommenden Romane hat Hans-Peter Bögel bei Preiser Records eingelesen. Simenons klare Sprache, die lapidare Beschreibung von Situationen und Personen, ist in dieser Rezitation vielleicht sogar ein noch höherer Genuss als bei den szenischen Umsetzungen. Mit dem berühmten „Weißen Rössl“ hat das „Weiße Ross“ aus Simenons Roman wenig zu tun. Ein Restaurant und Hotel verbirgt sich aber auch hinter dieser Bezeichnung, nur eines, das malerisch an der Loire gelegen ist. Eine kleine, übersichtliche Gruppe recht unterschiedlicher Menschen hat hier Quartier bezogen. Brillant fokussiert Simenon drei Erzählstränge, die parallel zueinander verlaufen, sich zuweilen überschneiden und einem dramatischen Höhepunkt entgegenleiten. Dass jemand sterben muss, entweder der Wirt und Schürzenjäger oder aber der Familienvater Arbet, der im Laufe eines Abends zusehens an



Memoiren“ ihren Höhepunkt finden sollte. Der 1974 entstandene „Brief an meine Mutter“ gehört zu einer Reihe von 21 Tonbanddiktaten, in denen der Dichter sich selbst zur Hauptfigur macht. Charles Brauer, bekannt als „Tatort“-Kommissar Brockmöller und Partner von Manfred Krug, verbannt jeden Anflug von Sentimentalität in seiner Lesung, lässt aber doch eine ungemein berührende Atmosphäre entstehen. Schon in der Sprache und sonderbaren Gebrochenheit unterscheidet sich dieses Spätwerk deutlich vom erzählerischen Gesamtwerk. „Meine liebe Mama“, schreibt Simenon zu Beginn, „es ist ungefähr dreieinhalb Jahre her, dass du im Alter von einundneunzig Jahren gestorben bist, und vielleicht beginne ich dich jetzt erst kennen zu lernen. Ich habe meine Kindheit und meine Jugendzeit mit dir im gleichen Haus verlebt, aber als ich dich mit neunzehn Jahren verließ, um nach Paris zu gehen, warst du für mich noch immer eine Fremde“.

Ein Fremder ist Georges Simenon keinem seiner Leser geblieben. Sein Werk umfasst 550 Titel, davon 187 Groschenromane, 84 Maigret-Romane und 130 „harte“ Romane, Erzählungen, Reportagen und Kurzgeschichten. Was der CD-Markt anlässlich des 100. Geburtstages vorgelegt hat, ist daher wirklich nur eine kleiner, ja minimaler Ausschnitt.

Helmut Peters

Zum 100. Geburtstag gibt es eine zehn CDs umfassende Simenon-Edition

die Hörspielregisseure. Anlässlich des 100. Geburtstages von Simenon am 13. Februar 2003 hat der Audio-Verlag eine zehn CDs umfassende Hörspiel-Edition herausgegeben, die wahre Schätze der Rundfunkarchive zutage befördert. Gert Westphal, von dessen Arbeit als Hörspielregisseur in den fünfziger Jahren erst vor kurzem die Produktion „Stalingrad“ auf CD veröffentlicht wurde, tritt als leidenschaftlicher „Maigret“-Bearbeiter und -Regisseur gleich mehrfach in Erscheinung. Seine SWR-Produktionen aus den fünfziger und sechziger Jahren strahlen

Haltung verliert, scheint klar zu sein. Dann taucht auch noch ein Verwandter in Gestalt eines Hotelangestellten auf ...

Einen Leckerbissen für alle Simenon-Fans hält der Verlag HörbuchHamburg bereit. Hinter dem Titel „Brief an meine Mutter“ verbirgt sich keine Ausgabe der gewiss auch lesenwerten Korrespondenz des Dichters, sondern ein autobiographisch geprägtes Textkonvolut seines vorletzten Lebensjahrs. Nachdem Simenon die Romanproduktion 1972 eingestellt hatte, widmete er sich der Retrospektive, die in den „Intimen

Simenon, Best of Maigret & Co.; Der Audio-Verlag, ISBN 3-89813-240-4
Simenon, Zum weißen Ross; Preiser, ISBN 3-7085-0005-9
Simenon, Brief an meine Mutter; HörbuchHamburg; ISBN 3-89903-087

Pferde im Bett und Punkte im Gesicht

Die großen Audioverlage haben den Rahm von der Milch der Kinderliteratur abgeschöpft und zu Hörbüchern verarbeitet. Jüngste Beispiele: Werke von Paul Maar, Philip Ardagh und J. R. R. Tolkien.

Die Geschichte von Herrn Taschenbier, dem „Sams“ und den Wunschknoten ist Rufus Beck geradezu auf den Leib geschrieben, verbirgt sich dahinter doch eine der witzigsten und gleichsam radikalsten Satiren der deutschsprachigen Kinderliteratur. Nach seinem Synchron-Debüt bei Harry Potter hat Beck das Kindergenre als neue Spielwiese entdeckt, und es hagelt seitdem nur so Aufträge der Audioverlage.

In den siebziger Jahren begann Paul Maar die Arbeit an seiner fünfbändigen „Sams“-Reihe, die inzwischen zu einem mehrfach prämierten Klassiker avanciert ist. Am Samstag, so erzählt er, taucht im Leben des überaus freundlichen Herrn Taschenbier ein sonderbares Wesen auf. Es hat zwar keinen Namen, überraschenderweise aber alle Eigenschaften eines rechten Lausbuben nach Menschenart. Herr Taschenbier nennt den dreisten, einen Taucheranzug tragenden Draufgänger fortan „Sams“ und erfährt zu seiner Überraschung, dass er nur zu bestimmten Zeiten erscheint und nur eine bestimmte Anzahl von Wünschen zu erfüllen in der Lage ist, nämlich genau so viele, wie es Punkte in seinem fröhlichen Gesicht hat.

Renommierete Sprecher: Rufus Beck, Harry Rowohlt und Ulrich Noethen

Das ungleiche Paar schließt eine Freundschaft, die selbst dann nicht in Gefahr gerät, wenn das „Sams“ zum Entsetzen von Herrn Taschenbier Speisekarten im Restaurant verzehrt und seinen Vermieter in der Bodenkammer einsperrt. Irgendwie tut das „Sams“ ja Dinge, die zwar brisant, Herrn Taschenbier aber auch nicht gar so unwillkommen sind. Über ihre Streiche können die beiden jedenfalls herzlich lachen, im Gegensatz zu den anderen Mitspielern in Maars Büchern, die ein bisschen spießig und verklemmt daherkommen.

Nachdem die Deutsche Grammophon die früheren „Sams“-Bücher bereits in gelungenen Hörspielversionen und sogar in Gestalt einer Musical-Adaption veröffentlicht hat, ist Rufus Becks Lesung in der Darbietungsform gewissermaßen ein Novum. Beck wählt eine Mischung aus komödiantischer Figurenzeichnung und bewegter Rezitation. Jede Figur, Frau Blümlein oder der Haus-

meister, erhält seine eigene Charakteristik, wobei die Dialogpartien noch mit unterschiedlichen Raumperspektiven klanglich variiert werden. Wunderbar gelingt Beck der nörkelig-näselnde Ton des Fantasiewesens und die scheinbar noble Zurückhaltung des hinterlistigen Lehrers Daume, der die „Sams-Rückholtropfen“ geklaut hat und damit ein aufregendes Abenteuer auslöst. Zwar gelangt er endlich in den Besitz seines ersehnten Sportwagens und wird Vorsitzender des örtlichen Rollschuhvereins, aber mit jedem erfüllten Wunsch wird das arme „Sams“ auch kleiner und kleiner. Herr Taschenbier ahnt von alldem nichts, denn Daume hat sich außerdem gewünscht, dass der muntere kleine Kerl nicht mit ihm Kontakt aufnimmt ...

Wenn hierbei schon die Lachmuskeln strapaziert werden, so kann bei Harry Rowohlts wundervoller Lesung von „Schlimmes Ende“ keine Garantie mehr für ihre Unversehrtheit übernommen werden. Dass skurrile Bücher wie dieses eigentlich nur Engländer schreiben können, beweist das mehr als empfehlenswerte Produkt auf-

Neue. Ganz in den Fußstapfen von Charles Dickens und seinen grotesken „Pickwick Papers“ erzählt Philip Ardagh die Geschichte des kleinen Eddie, der von einem ganzen Neurotiker-Heer umgeben und bedroht wird. Seine Eltern haben eine ansteckende Krankheit, die sie immer gelber und welliger im Gesicht werden lässt. Damit die Ausbildung ihres Eddie zum Gentleman nicht gefährdet wird, wird Eddie in die Obhut einer Tante gegeben, die sich mehr für ausgestopfte Wiesel als für Kinder interessiert. Man sorgt sich ernsthaft um die geistige Gesundheit dieses liebenswerten Jungen, der sich mit stoischem Gleichmut in einer Gesellschaft bewegt, in der wirklich alle komplett verrückt sind. Sein Onkel bezahlt Hotelzimmer mit getrockneten Seehechten, lässt Eddie im Stall, die Pferde aber in seinem Bett übernachten. Und die durchgeknallte Gastwirtin der Absteige „Ausspann“ tut alles, um bei ihren Kunden den Eindruck

zu erwecken, dass sie absolut unerwünscht seien. Genussvoll modelliert Rowohlt die verdrehten, anspielerischen Texte Ardaghs, in denen zuweilen die Perspektiven der Handelnden mit denen des Erzählers bunt vermischt werden. „Eddies Blick erhellt sich“, lässt uns Ardagh an einer Stelle wissen. „Dein Blick hat sich gerade erhellt“, sagt daraufhin der Gastwirt Lowe, als vertausche er gerade die Rolle mit dem Autor. Der wahnsinnige Onkel Jack schenkt seiner Frau eine Taschenuhr zum 21. Geburtstag, lässt aber nur eine „2“ auf dem Deckel eingravieren, weil das schließlich billiger ist. So geht es fort, und man kann durchaus verstehen, dass Harry Rowohlt urteilt: „Von allen 108 Büchern, die ich bislang übersetzt habe, ist dies eines der besten.“

Nicht ganz so lustig, dafür aber rasend spannend geht es in der zauberhaften Geschichte „Roverandom“ zu, die J. R. R. Tolkien im Jahr 1927 geschrieben und dem eigenen Sohn gewidmet hat, der am Strand seinen Stoffhund verloren hatte. Erst 1998 wurde die Erzählung veröffentlicht, in der einmal nicht – wie beispielsweise bei Hoffmann – Spielzeuge in Lebewesen, sondern ein kleiner Hund in ein Spielzeug verwandelt wird. Das Denken und Fühlen bleibt dem unglücklichen Rover erhalten; allein, er ist lebendig begraben und kann sich niemandem außer einem alten Zauberer mitteilen. Eine anrührende Geschichte, frisch vorgetragen von Ulrich Noethen, die nur ansatzweise mit der Welt der Mythologie zu tun hat, die Tolkien sich im „Herrn der Ringe“ gezimmert hat.

Helmut Peters

Maar, Sams in Gefahr; DG, ISBN 3-8291-1332-3 (4 CDs)

Ardagh, Schlimmes Ende; Random House, ISBN 3-89830-394-2 (2 CDs)

Tolkien, Roverandom; Der Hörverlag, ISBN 3-89940-098-4 (3 CDs)

